



Ein winziges bisschen Leben

An einer Bushaltestelle in Berlin wird ein Neugeborenes ausgesetzt. Die Polizei sucht vergebens nach der Mutter. Dann, ein Jahr später, passiert es wieder

Von Andreas Holzapfel, Stern Crime, 28.07.2024

Er dreht den Kopf und stockt. Es ist Mittwochabend, der 2. September 2015, kurz vor 21 Uhr. Aus dem riesigen Helios-Klinikum in Berlin-Buch, das mit dem begrünten Kreisel und den wehenden Fahnen aussieht wie ein Kongresshotel, spaziert ein Pfleger.

Er hat Feierabend und ist fast an dem Wartehäuschen der Bushaltestelle „Lindenberger Weg Süd“ vorbeigelaufen, als er im Augenwinkel etwas unter den Sitzschalen sieht. Etwas Kleines, Lebendiges. Es liegt auf den Betonplatten, mitten auf einem unbezogenen Kissen. Ein neugeborenes Kind.

Der Pfleger nimmt das Baby auf den Arm. Es trägt ein graues Kapuzenjäckchen und einen blau-weiß gestreiften, blutbefleckten Strampler. Begleitet von einem Arzt, der gerade auf dem Weg zum Dienst war, trägt der Pfleger es in die Klinik.

Auf der Säuglingsstation, auf der jedes Jahr rund 3000 Kinder zur Welt kommen, bindet ein Arzt die laienhaft durchtrennte Nabelschnur ab, misst eine Körpertemperatur von 34,5 Grad. Es ist ein Mädchen, 48,5 Zentimeter groß und 2365 Gramm schwer. Die Kleine ist nur wenige Stunden alt, etwas unterkühlt, aber gesund. Die Schwestern nennen sie Emma.

Noch am selben Abend befragen Beamte vom Kriminaldauerdienst Passanten. Ein paar haben eine junge Frau, vermutlich die Mutter, mit einem Baby auf dem Arm gesehen. Der Fährtenhund nimmt keine Witterung auf. Das Dezernat 123 des



Landeskriminalamts Berlin, zuständig für „Delikte an Schutzbefohlenen“, übernimmt den Fall.

Die Ermittler gehen davon aus, dass die Mutter ihr Baby bewusst an der Haltestelle abgelegt hat. Am Seiteneingang der Klinik kommen auch abends immer wieder Menschen vorbei. Offenbar wollte die Frau, dass ihre Tochter lebt. Vielleicht, glauben die Ermittler, hat Emma sogar ein oder mehrere Geschwister. Ihre Windel ist viel zu groß, und ihr Jäckchen von C & A wirkt aufgetragen. Der Strampler der Marke Klitzeklein ist zehn Jahre alt und stammt aus dem Sortiment des Versandhauses Otto. Handelsübliche Ware, die etliche Male verkauft worden ist und die Ermittler nicht weiterbringt.

Allerdings sind da die Aufnahmen einer Überwachungskamera, die an einem Mast auf dem Klinikgelände angebracht ist. Das Video ist dunkel und körnig, die Bushaltestelle nur klein am oberen Rand zu erkennen. Dennoch sieht man, wie gegen Viertel vor neun eine schlanke Frau mit einem Bündel in den Armen zum Wartehäuschen eilt.

Sie hat schulterlanges Haar, trägt eine dunkle Hose und eine hüftlange Jacke. Sie könnte zwischen 20 und 30 Jahre alt sein. Sie guckt auf den Fahrplan, wiegt das Bündel einen kurzen Moment. Dann legt sie es auf dem Boden ab, dreht sich im Davongehen noch einmal um und läuft weg.

Genau 70 Sekunden später kommt von der anderen Seite der Pfleger ins Bild.

Ein neugeborenes Baby, abgelegt wie porös gewordene Autoreifen in der Feldflur. Warum hat die Frau das getan? Was muss ihr nur widerfahren sein?

Die Ermittler fahnden nach ihr, kleben Plakate und die Bushaltestellen und den nahen S-Bahnhof, schalten einen Aufruf im Internet. Doch es melden sich nicht viele, und von jenen, die es tun, sind einige der festen Überzeugung, Aliens hätten das Baby ausgesetzt.

Vom Netzbetreiber fordern die Ermittler die Nummern der Handys an, die ungefähr zur Tatzeit Daten mit der nächsten Funkzelle ausgetauscht haben, etwa weil ein Anruf einging oder ein Update ausgeführt wurde. Es sind Tausende.



Immerhin liefert die Windel des Babys einen Ansatz: Im Kindspech, der ersten Ausscheidung nach der Geburt, finden sich Rückstände des Medikaments Metoprolol, ein rezeptpflichtiger Betablocker, der gegen Bluthochdruck und bei Angstzuständen verschrieben wird.

Die Ermittler fragen bei den Ärzten in der Umgebung nach. Doch niemand nennt ihnen einen Namen, fast alle verweisen auf die Schweigepflicht. So bleibt die Zahl der Verdächtigen riesig: Beinahe jede gebärfähige Frau könnte die Mutter sein. Allein in Berlin kommen jedes Jahr rund 40 000 Babys zur Welt. Nach ein paar Tagen auf der Säuglingsstation wird die kleine Emma von Mitarbeitern des Jugendamts in einer Pflegefamilie untergebracht.

Im Oktober, knapp vier Wochen danach, haben die Kriminaltechniker alle Spuren ausgewertet. Am Reißverschluss haben sie Hautpartikel gefunden, sie enthalten nicht genug Erbinformation für ein vollständiges DNA-Profil, aber so viel ist sicher: Die Frau auf den Bildern der Überwachungskamera ist nicht die Mutter, sondern nur eine nahe Verwandte, womöglich Emmas ältere Schwester. Spuren der Mutter haben die Kriminaltechniker nicht entdeckt. Emma muss gründlich gewaschen worden sein, bevor sie an der Bushaltestelle abgelegt wurde.

Emmas DNA-Profil wird in die Datenbank gestellt. Es gibt keinen Treffer. Es ist wie so oft in diesen Fällen: Die Ermittler hocken über einem Puzzle, bei dem zu viele Teile fehlen.

Es wird ruhig. Ein Sommer geht. Und der nächste kommt.

Es ist Samstag, der 6. August 2016, morgens um kurz vor halb sieben, als er sich im Bett herumwälzt. Normalerweise steht er am Wochenende erst gegen zehn Uhr auf und trinkt dann gemütlich mit seiner Lebensgefährtin Manja* Kaffee auf der Terrasse.

Doch der Schichtdienst hat seinen Schlafrhythmus durcheinandergerüttelt. Außerdem lässt ihm ein Gedanke keine Ruhe: Hat er seinen neuen SUV, der unten in der Einfahrt steht, auch wirklich zugeschlossen?

Er steigt aus dem Bett und stapft die Treppe hinunter. Das Licht im Flur brennt, der 19-jährige Sohn muss es wohl angelassen haben, als er von einer Party nach Hause gekommen ist. Er öffnet die Haustür und schreckt zurück.



Auf der Betonstufe liegt etwas, eingewickelt in ein blutiges Handtuch und den alten Scheuerlappen, der als Fußabtreter vor der Tür gelegen hat. Er hastet zurück ins Schlafzimmer und weckt seine Lebensgefährtin Manja. Die hält es erst für einen schlechten Scherz, bis sie die Panik in seiner Stimme hört.

Sie sei erstarrt, als sie das Neugeborene gesehen habe, wird Manja Härtel der „Berliner Morgenpost“ später erzählen. Hilflos strampelt es vor der Haustür. Das Blut ist noch feucht, die Nabelschnur nicht gekürzt. Härtel scheut sich, das Baby hochzunehmen. Sie läuft zum Telefon, wählt den Notruf, dann holt sie eine Decke und wickelt das Kind darin ein.

Erst legt sie es auf dem Sofa ab, dann nimmt sie es doch auf den Arm und blickt in seine blauen Augen. Es schmatzt, aber sie hat nichts, was sie ihm geben könnte, um seinen Hunger zu stillen.

Wenig später treffen die Sanitäter ein und bringen das Neugeborene nach Berlin-Buch, in die nur wenige Kilometer entfernte Helios-Klinik. Es ist ein Mädchen, 49 Zentimeter groß, 3260 Gramm schwer. Die Schwestern nennen es Liselotte. Ein paar Tage bleibt sie auf Station, dann kommt sie in eine Pflegefamilie.

Sie hatte großes Glück. Hätten Manja Härtel und ihr Lebensgefährte, so wie üblich, erst gegen Mittag das Haus verlassen – Liselotte hätte wohl tot vor der Tür gelegen. Sie hatte eine Körpertemperatur von nur 32,9 Grad und wäre schnell ausgekühlt an diesem Morgen, an dem die Temperatur auf 13 Grad fiel.

Wieder nehmen die Ermittler vom Kriminaldauerdienst ihre Arbeit auf. Befragen Passanten, klingeln bei Anwohnern, streifen mit einem Spürhund durch die Alleen. Doch hier, am nördlichen Rand von Berlin, in Blankenburg, einer dörflich anmutenden Siedlung, in der sich zwischen Feldern und Wäldern Einfamilienhäuser aneinanderreihen, hat niemand etwas gesehen.

Im Gästezimmer der Familie entdecken die Ermittler eine Überwachungskamera. Sie war genau auf den Trittstein vor der Haustür gerichtet, allerdings war der Rollladen unten, die Kamera ausgeschaltet.

Die Ermittler fragen sich, ob der Sohn, der um halb sechs Uhr nach Hause gekommen ist und nichts von einem Baby bemerkt haben will, etwas mit der Sache zu



tun haben könnte. Vielleicht das Ergebnis eines One-Night-Stands? Der Sohn verneint und erklärt sich zu einem DNA-Test bereit. Die Mutter kramt nervös im Wäschekorb, auf der Suche nach blutigen Klamotten, findet aber nichts.

Am Montagmorgen landet der Fall auf dem Schreibtisch des LKA Berlin, Dezernat 123. Wieder ein ausgesetztes Baby – so weit, so gewöhnlich. In Berlin wird fast jedes Jahr ein Neugeborenes aufgefunden, tot oder lebendig. Wieder hängen die Ermittler Fahndungsplakate aus, am S-Bahnhof und an Brücken, die über die nahe Autobahn führen. Sie fragen, ob jemand etwas beobachtet habe oder das hellblau karierte Handtuch der Marke Soley erkenne, in das Liselotte eingeschlagen war.

In ihrer Nackenfalte haben die Ermittler einen Grashalm entdeckt. Sie vermuten, dass Liselotte im Freien geboren wurde. Vielleicht im Waldstück an der Autobahn, ganz in der Nähe von Härtels Haus. Doch war die Mutter allein? Hat ihr jemand geholfen? Der Vater? Eine Bekannte?

Wer auch immer die Person ist, die das Kind abgelegt hat, sie hat wohl bewusst das Haus von Manja Härtel gewählt. Das grüne Hoftor stand die ganze Nacht offen, im Haus brannte Licht. Das Baby, dafür spricht alles, sollte gefunden werden.

Ein paar Tage später beordern die Ermittler Manja Härtel, ihren Lebensgefährten und ihren Sohn ins LKA. Zuerst bitten sie den Lebensgefährten ins Büro. Mutter und Sohn müssen drei Stunden warten, bis die Tür wieder aufgeht. Dann die erleichternde Nachricht: Weder Vater noch Sohn haben etwas mit dem Baby zu tun. „Siehste“, sagt der Sohn. So wird Manja Härtel es der „Berliner Morgenpost“ berichten.

Die Ermittler grübeln. Härtel arbeitet als Erzieherin an einer Grundschule. Könnte es sein, dass das Baby gezielt bei ihr abgelegt wurde? Es sind bloße Gedankenspiele. Der Kreis der Verdächtigen lässt sich kaum eingrenzen. Auch die Funkzellenabfrage bringt die Ermittler nicht weiter. Wieder haben sie zu wenige Puzzleteile in der Hand, als dass sie zusammengesetzt ein Bild ergeben könnten.

Die Ermittler hoffen auf die DNA-Analyse. Doch die wird lange auf sich warten lassen. Denn zusätzlich zur Arbeit mit den üblichen Toten werden die Labore in Berlin bald vollkommen damit ausgelastet sein, dass der islamistische Terrorist Anis Amri nur



wenige Monate später, am 19. Dezember 2016, einen Lkw in den Weihnachtsmarkt am Breitscheidplatz steuern und 13 Menschen ermorden wird.

Dass die beiden Babys, dass Liselotte und Emma etwas miteinander zu tun haben könnten – auf diese Idee kommt niemand.

Sonntag, der 27. August 2017. Es bleibt nicht mehr viel vom Wochenende. Lydia Knuth*, 28 Jahre alt, sitzt um kurz vor halb zehn Uhr abends auf der Terrasse ihres weiß verputzten Einfamilienhauses in Panketal, einer Gemeinde angrenzend an den Norden Berlins.

Gerade hat sie noch mit ihrem Partner telefoniert, der mit seiner Tochter im Urlaub ist. Nun will sie sich hinlegen. Ihr vierjähriger Sohn liegt bereits im Bett und schläft.

Lydia Knuth muss früh raus am nächsten Morgen, um fünf Uhr die Bahn erwischen. So wird sie es in einem Gespräch, geführt für diesen Artikel, erzählen. Sie arbeitet als Bürokauffrau. Bevor sie ins Bett geht, holt sie doch noch schnell frische Streu fürs Katzenklo und bringt die alte in einem Müllsack nach draußen. Sie geht über die Terrasse auf den Hof Fotos: Polizei Berlin; Jörg Bergmann und stopft den Sack in die Tonne. Auf dem Rückweg sieht sie etwas in der Einfahrt liegen. Sie geht darauf zu, dann schreckt sie zusammen.

Zwei Babyfüße lugen aus einem mit Herzchen bestickten Handtuch hervor.

Das Baby habe dagelegen wie tot, so erinnert sich Knuth heute daran. Sie läuft ins Haus und ruft die Polizei an. Der Polizist bittet sie, zum Baby zurückzukehren. Sie schlägt das Handtuch auf. Das Neugeborene, blutig und verschleimt, strampelt. Da habe sie tief durchgeatmet, sagt Knuth.

Es ist ein Mädchen, blass, nicht blau. Die Nabelschnur steht ab, sie blutet, aber eitert nicht. Die Füße sind kalt, aber nicht eisig, an den Beinchen klebt Splitt. Knuth nimmt die Kleine auf den Arm, wickelt sie drinnen in ein zweites Handtuch, wiegt sie und schaut ihr in die dunklen Augen.



Bald flackert Blaulicht durch das Fenster. Die Sanitäter messen die Temperatur des Mädchens: 31,2 Grad. Hätte Knuth das Haus erst am nächsten Morgen verlassen, das Baby wäre kalt gewesen wie die Morgenluft. Es wäre erfroren, mitten im Sommer.

Während vor dem Haus Polizisten herumlaufen und Reporter eintreffen, schaut Knuth immer wieder aus dem Fenster nach draußen. Ihr Haus liegt hinter einer Zahnarzt- und einer Tierarztpraxis, sonntags ist dort alles dunkel. Bei ihr jedoch brannte Licht, das geschwungene Holztor stand offen. Wenn jemand das Baby finden würde, dann hier. Doch Knuth kann nicht glauben, dass die Mutter ihr Kind freiwillig ausgesetzt haben soll. Das sagt sie auch den Polizisten. Keine Mutter würde so etwas tun.

Unterdessen fahren die Sanitäter die Kleine ins Krankenhaus, in die Helios-Klinik nach Berlin-Buch. Die Schwestern geben ihr den Namen Hanna. Sie ist 50 Zentimeter groß und 3050 Gramm schwer. Sie erholt sich schnell. Nach ein paar Tagen bringen Mitarbeiter vom Jugendamt sie in eine Pflegefamilie.

Beinahe sieben Jahre ist das jetzt her. Noch heute schüttele es sie, sagt Knuth, wenn sie daran denke, was passiert wäre, wenn sie den Müllsack nicht mehr hinausgebracht hätte. Ihr Sohn wäre wohl morgens als Erster über das kleine Bündel gestolpert. Wahrscheinlich hätte er Hanna zunächst für eine Puppe gehalten.

Kriminalhauptkommissar Rainer Schwarz kann sich nicht mehr genau erinnern, wo er war, als er noch am selben Abend von Hanna erfuhr. Vielleicht lag er mit dem Tablet auf dem Sofa. Vielleicht war er schon im Bett. Aber was er noch genau wisse, erzählt Schwarz, sei eines: Dass ihm gleich der Gedanke an Emma und Liselotte gekommen sei.

Drei Babys in drei Sommern. Drei Mädchen. Immer im Sommer. Immer im Norden von Berlin. Das konnte kein Zufall sein.

Es ist ein bitterkalter Vormittag Mitte Januar 2024. Das LKA 1 in Berlin-Tiergarten, fünf Stockwerke aus Säulen und Bögen, ein prächtiges Gemäuer für grausige Fälle. Im dritten Stock liegt das Dezernat 123, olivgrünes Linoleum, auf der Tür klebt ein laminiertes Schild: „Delikte an Schutzbefohlenen“.

Rainer Schwarz sitzt mit verschränkten Armen vor einer blanken Magnettafel. Er ist 46 Jahre alt, schlank und glattrasiert, trägt eine Halbrahmenbrille und das kurze schwarze Haar nach rechts gelegt. Ein trockener Typ, aus dessen Gesicht sich nicht viel mehr lesen lässt, als dass er seine Worte genau abwägt.

Schwarz gilt als Experte für Serientaten. Damals, im Sommer 2017, als Hanna gefunden wird, ist er noch nicht lange im Dezernat 123. Bereits seit zwei Jahren fahnden seine Kollegen nach der Mutter von Emma, und seit einem nach der Mutter von Liselotte, und schon bald, das ahnt Schwarz, werden sie nach der Mutter von Hanna fahnden. Sein Verdacht: Es handelt sich um ein und dieselbe Frau.

Doch als Schwarz seinen Kollegen am nächsten Morgen beim Frühstück von seinem Verdacht erzählt, belächeln sie ihn: Spinn nicht rum, sagen sie, du und deine Serien.

Zur gleichen Zeit sitzt Kriminalhauptkommissar Jens Höwer etwa 70 Kilometer nordöstlich in Eberswalde mit seinen Kollegen in der Morgenbesprechung. Als der Dienstgruppenleiter von Hanna berichtet, meldet sich Höwer sofort: ein Fall für die Mordkommission. Hanna ist am Leben, aber sie hätte auch tot sein können.

Auch Höwer, 48 Jahre alt, ist an diesem Tag im Januar nach Berlin ins Dezernat 123 gekommen, um von diesem Fall zu erzählen, der ihn noch immer beschäftigt. Er hockt neben Schwarz, hinter seinem Laptop, aufrecht, die Unterarme auf den Tisch gestützt. Ein freundlicher Kerl mit Brandenburger Schnauze und glatt rasiertem Schädel, der leise grummelt, wenn ihn etwas grämt.

Damals, erinnert sich Höwer, habe er zunächst wenig Ansatzpunkte gehabt. Keine Zeugen, kaum Spuren. Zwar schlägt der Hund vor dem Haus an und zieht den Hundeführer raus aus dem Wohngebiet, doch nach etwa einem Kilometer verliert sich die Fährte. Höwer geht davon aus, dass die Mutter ihr Kind im Freien geboren hat, am Handtuch klebten Blätter.

Die Funkzelle hat wieder Tausende Menschen registriert. Höwer wendet sich mit einer Pressemitteilung an die Öffentlichkeit: Wer kennt eine Frau, die den Sommer über schwanger war, nun aber kein Kind hat?



Zwei Wochen später kommt eine Redakteurin vom RBB zu ihm, die bereits einen Film über Emma und Liselotte gedreht hat. Sie fragt Höwer, ob die drei Babys nicht auch Geschwister sein könnten. Höwer hört zum ersten Mal von Emma und Liselotte. Aber wenn die drei Mädchen Schwestern sein sollten, wieso hat die DNA-Datenbank dann noch keinen Treffer gemeldet?

Er bespricht sich mit den Kollegen. Alle zweifeln. Trotzdem fragen sie lieber mal in Berlin nach. Ein Kollege von Höwer ruft bei einem Kollegen von Schwarz an und erfährt, dass die DNA-Probe von Liselotte auch ein Jahr danach noch nicht analysiert worden ist. Schwarz' Kollege erzählt, dass sie auf dem Dezernat 123 auch schon erwogen hätten, ob es sich um eine Serientat handele. Aber wie wahrscheinlich wäre das schon? Höwers Kollege stimmt zu: Eben, wie wahrscheinlich?

Zumindest ein Mann meldet sich auf einen der Aufrufe der Brandenburger Polizei. Er sei an jenem Abend, an dem Hanna gefunden wurde, mit seinem Hund in Panketal spazieren gegangen, sagt der Mann, da habe er vor der Einfahrt des Hauses von Lydia Knuth eine Frau gesehen. Sie habe lange Haare gehabt. Außerdem habe ihr gegenüber ein dunkler VW-Bus mit laufendem Motor gestanden, der getuckert habe wie ein Diesel. Vielleicht ein älterer T4 oder T5, vermutet der Mann, Berliner oder Barnimer Kennzeichen.

Endlich eine Spur. Doch in der Region gibt es mehr als 9000 Fahrzeuge, auf die diese Beschreibung zutreffen könnte, viel zu viele für eine zielgerichtete Fahndung. Höwer braucht mehr. Aber er findet nichts. Aus der Akte „Hanna“ droht ein Cold Case zu werden. Doch dann melden sich Mitte Dezember 2017 endlich die Kriminaltechniker.

Sowohl in Berlin als auch in Eberswalde können sie kaum glauben, was sie da hören. Einer fragt nach, ob sie im Labor auch wirklich keinen Fehler gemacht hätten. Doch die Kriminaltechniker haben die Proben bereits zweimal analysiert, weil sie dem Ergebnis selbst nicht trauten.

Rainer Schwarz hatte recht: Mit 99,9-prozentiger Wahrscheinlichkeit sind Emma, Liselotte und Hanna Schwestern. Sie haben dieselbe Mutter – und sehr wahrscheinlich auch denselben Vater.



Die Nachricht lässt die Beamten erschauern: Welche Frau wird schwanger, trägt das Kind eigenständig aus und legt es anderen vor die Tür, alle Jahre wieder?

Es liegen keine offiziellen Zahlen dazu vor, wie viele Neugeborene jedes Jahr in Deutschland ausgesetzt werden. Die Organisation Terre des hommes wertet Medienberichte aus. Demnach wurden 66 Babys in den Jahren 2015 bis 2017 aufgefunden.

Nur 15 von ihnen waren am Leben. Darunter Emma, Liselotte und Hanna. Meist sind es die Mütter, die ihre Kinder zurücklassen. Die Ermittler im Dezernat 123 haben wenig Zweifel: Die Frau, die sie suchen, muss leiden. Zwar wurde im Kindspech von Liselotte und Hanna kein Metoprolol gefunden. Doch wenn eine Mutter ihre Kinder dem Zufall einer Sommernacht überlässt, dann deshalb, weil sie verzweifelt ist. Weil sie glaubt, keine andere Wahl zu haben.

Vielleicht fürchtet sie, sich nicht um sie kümmern zu können, finanziell oder emotional. Vielleicht fürchtet sie ihren Mann. Aber wieso bekommt sie drei Kinder in drei Jahren? Ist sie streng religiös? Will ihr Mann nur einen Sohn? Wird sie zu all dem gezwungen?

Manch ein Ermittler denkt zumindest für einen Moment an ganz finstere Fälle zurück: an Natascha Kampusch, die erst nach acht Jahren aus dem Keller ihres Entführers fliehen konnte. Oder an Josef Fritzl, der seine Tochter 24 Jahre vergewaltigte und sieben Kinder mit ihr zeugte. Könnte es sein, dass die Mutter der drei eingesperrt in einer Gartenlaube im Nordosten Berlins kauert? Viele Fragen, keine Antworten.

Nur bei einer Sache sind sich Schwarz und Höwer relativ sicher: Die Frau wollte, dass ihre Kinder leben. Sonst hätte sie die Babys auch im Wald verscharren oder in einen Gully werfen können, so wie es die meisten tun, die Säuglinge aussetzen. Sie aber riskierte es, gesehen zu werden. Schwarz sagt: „Das Vor-die-Tür-Legen wirkt wie ein Hilfeschrei: Kümmert euch gut drum!“

Andererseits waren ihre Töchter von Jahr zu Jahr stärker unterkühlt, als man sie fand. Immer knapper entrannen sie dem Tod: Emma trug noch eine Windel, einen Strampler und ein Jäckchen und wurde vermutlich von ihrer großen Schwester in der Nähe eines Krankenhauses abgelegt. Aber Liselotte und Hanna waren, abgesehen von

einem Handtuch, nackt. Was ist mit dem nächsten Kind?, fragen sich Schwarz und Höwer. Hat es auch so viel Glück wie seine drei Schwestern?

Schwarz und Höwer wollen es nicht darauf ankommen lassen. Ihnen bleiben nur wenige Monate. Bald ist wieder Sommer.

Vier Fallanalytiker werden beauftragt. Zwei Monate lang sehen sie sich noch einmal alle Spuren an, besuchen die Tatorte, lesen die Protokolle der Befragungen, studieren Listen von Ärzten, Autohaltern und Handybesitzern, insgesamt drei Leitz-Ordner voll. Schließlich erstellen sie ein Profil der Mutter. Eine Liste von Kriterien, die definitiv, vermutlich oder vielleicht zutreffen, sortiert nach absteigender Wahrscheinlichkeit.

Die Fallanalytiker wissen, dass die gesuchte Frau weiß sein muss. Sie denken, dass sie ein Auto hat. Sie schätzen, dass sie zwischen 33 und 48 Jahre alt ist. Sie glauben, dass sie mit dem Vater verheiratet ist. Sie könnten sich vorstellen, dass die beiden streng katholisch sind. Sie vermuten, dass niemand aus dem Umfeld ihnen so etwas zutrauen würde. Vielleicht haben sie bereits drei oder vier Kinder.

Auf einer Karte verbinden die Fallanalytiker die drei Ablageorte zu einem Dreieck: Das erste Kind lag 4,7 Kilometer vom zweiten entfernt, eineinhalb Kilometer vom dritten, zwischen dem zweiten Kind und dem dritten lagen sechs Kilometer. Irgendetwas treibt die Mutter in die Gegend, vermutlich wohnt sie sogar hier. Das Problem: Hier leben Tausende Menschen. Selbst wenn sie alle Frauen ausschließen, die keine Kinder kriegen können oder kurz vor, nach oder zwischen den drei Sommern eins bekommen haben – es sind zu viele.

Jens Höwer nimmt sich noch mal die Funkzellenabfragen vor. Er lässt die Telefonnummern herausfiltern, die in der Nähe aller drei Fundorte registriert wurden, als Emma, Liselotte und Hanna entdeckt wurden. Neun Nummern bleiben.

Höwer ist aufgeregt. Gemeinsam mit einem Kollegen zieht er von Tür zu Tür. Wird er gleich der Mutter gegenüberstehen?

Alle neun Frauen geben freiwillig eine Speichelprobe ab. Höwer wartet gespannt auf die Ergebnisse, endlich etwas Handfestes. Nur ein paar Tage später hält er enttäuscht den Brief in den Händen: keine Übereinstimmung. Er muss weitersuchen.



Er zieht einen engen Kreis um Blankenburg, den Ortsteil, an dem Liselotte abgelegt wurde. Das Haus der Härtels liegt in der Nähe eines Waldstücks. Wer nachts mit einem blutigen Baby hierher findet, der muss sich auskennen, glaubt Höwer. Er und seine Kollegen streifen durch die Siedlung und fragen nach einer Frau, die schwanger gewesen war, aber nun kein Kind hat. Nichts.

Sie gehen die Liste des Einwohnermeldeamts für das Gebiet durch und sieben diejenigen aus, die nicht ins Profil passen. Am Ende bleibt ihnen eine Liste von 200 bis 300 Frauen, bei denen sie nach und nach klingeln.

180 geben bereitwillig eine Speichelprobe ab, die anderen weigern sich – aber kein Richter würde einen Beschluss gegen sie erlassen, nur weil sie weiblich, weiß und fruchtbar sind. Unter denen, die sich das Wattestäbchen in den Mund führen lassen, ist die Mutter nicht. Ist sie womöglich eine von denen, die eine Speichelprobe abgelehnt haben?

„Ich hatte nie das Gefühl: Das ist sie, wir haben sie, wir können es bloß nicht beweisen“, sagt Höwer. „Vielleicht war sie darunter, vielleicht nicht.“

Der Frühling löst den Winter ab. Hin und wieder telefoniert Höwer mit Schwarz. Sie schätzen einander, als ehrgeizig, uneitel, kompetent. Zwei Männer der Fakten und Wahrscheinlichkeiten. Beide Familienväter. Nur haben sie nicht viel zu besprechen. Es gibt zu viele Vielleichts. Und beide, das verrät ihr Blick, sind keine großen Freunde von Vielleichts.

Mitte Mai 2018 lädt das LKA Berlin zur Pressekonferenz ins Polizeipräsidium ein. Im kleinen Medienraum sitzt Schwarz in Hemd und Sweatshirtjacke vor etwa 20 Journalisten mit ihren Blöcken und Kameras, so zeigen es Aufnahmen von damals. Es ist warm und stickig, erinnert Schwarz sich. Etwas Neues hat er nicht zu vermelden. Er erzählt noch einmal, was er schon so oft erzählt hat, in all den Interviews, die er bereits gegeben hat: drei Babys, drei Sommer, drei Schwestern.

Wovon er nicht spricht, ist, dass der Mutter wegen „Aussetzung“ eine Freiheitsstrafe von je sechs Monaten bis zu zehn Jahren drohen würde, Paragraph 221, Strafgesetzbuch – sofern sie nicht selbst Opfer ist. Stattdessen spricht er von ihrer Not.



Die Mutter soll sich nicht bedrängt fühlen, nicht gedrängt zu unüberlegten Taten. Sondern eingeladen zu einem Geständnis.

Schwarz und Höwer warten.

Doch vergebens.

Der August rückt näher. Der Monat, in dem Liselotte und Hanna gefunden wurden, bei Emma war es der 2. September. Schwarz und Höwer fragen sich, ob sie erneut an die Öffentlichkeit gehen sollen: Verschreckt man die Mutter? Oder rettet man das Baby?

Ende Juli spricht ein Kollege von Höwer die Mutter in der „Berliner Morgenpost“ direkt an. „Bitte geben Sie das Kind in einer Babyklappe ab!“ Dabei weiß der Kollege genauso gut wie Schwarz und Höwer, dass Eltern ihre ungewollten Babys nur selten in die Klappen legen. Die Angst, gesehen zu werden, ist groß. Einmal starb ein Baby in einem Keller, obwohl die Mutter direkt neben einer Babyklappe wohnte. Hinzu kommt: Im Berliner Nordosten gibt es damals keine Babyklappe. Schwarz und Höwer hoffen trotzdem. Was bleibt ihnen auch übrig?

Der Juli verstreicht. Es wird August, es wird September, es wird Oktober. Sobald das Telefon klingelte, hätten sie sofort an das vierte Baby gedacht, erzählen Schwarz und Höwer. Liegt es lebend vor irgendeiner Tür? Oder tot in irgendeinem Gebüsch?

17 ausgesetzte Babys werden im Jahr 2018 in Deutschland aufgefunden. 13 tot, vier lebendig. Doch ein Geschwisterchen von Emma, Liselotte und Hanna ist nicht darunter.

Bis heute, sechs Jahre danach, verglüht ein Sommer nach dem anderen, aber ein weiteres Baby von derselben Mutter wird nicht entdeckt.

„Wenn so eine Serie reißt, dann hat sich etwas verändert“, sagt Schwarz. „Wir wissen nicht, was es war. Aber irgendetwas ist seit dem dritten Kind anders.“ Vielleicht sind sie der Mutter zu nahe gekommen. Vielleicht konnte sie sich vom Vater trennen. Vielleicht hat der endlich den Jungen bekommen, den er sich immer gewünscht hatte. Vielleicht wurde sie nicht erneut schwanger. Vielleicht ist sie nicht mehr am Leben.



Rainer Schwarz ist inzwischen für die Mordkommission in Berlin im Einsatz. Jens Höwer ist noch immer stellvertretender Leiter der Mordkommission Frankfurt/Oder. Es gibt genügend andere Fälle, die sie lösen müssen. Doch dieser eine lässt sie nicht los. Sie hoffen noch immer. Auf einen Tipp, eine Erinnerung, ein Geständnis. Deswegen suchen sie die Öffentlichkeit. Es geht ihnen um die Mutter und die Kinder: jene, die schon da sind. Und jene, die womöglich doch noch geboren werden.

Schwarz hat schon viel erlebt. Auch dass die Eltern sich irgendwann stellen. Weil sie erfahren wollen, was aus ihren Kindern geworden ist. Weil sie ihnen etwas sagen wollen, sich erklären oder entschuldigen. Vielleicht wird das eines Tages auch in diesem Fall so sein. Zumal die Tat der Mutter dann verjährt sein könnte.

Über die drei Mädchen möchten Schwarz und Höwer nicht viel sprechen. Sie hätten genug durchgemacht. Emma ist inzwischen acht Jahre alt, Liselotte sieben und Hanna sechs. Drei Mädchen, denen ein zweites Leben geschenkt wurde, als ihr erstes ihnen beinahe genommen worden wäre. Drei Schwestern, die sich vermutlich eines Tages fragen werden, wer ihre leiblichen Eltern sind.

Inzwischen seien die Mädchen wahrscheinlich sogar in ein und derselben Pflegefamilie untergebracht worden, sagt Schwarz. Als er sich zuletzt beim Jugendamt erkundigte, habe man ihm mitgeteilt, es gehe ihnen gut.